



Susanne Klein

AUS LUST AM SCHMERZ



 rütten & loening



Susanne Klein, geb. 1955, studierte u. a. Freie Kunst an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. Seit 1988 künstlerische Arbeit, verschiedene Ausstellungen, u. a. in Weimar und Hamburg. Klein arbeitete zehn Jahre lang in einem Hamburger Domina-Studio.

Die Künstlerin Susanne Klein lebte zehn Jahre lang in der Welt der Domina-Studios. In ihrem Buch beschreibt sie ihre Lehr- und Arbeitsjahre in der Szene. Zunächst völlig unerfahren, muss sie die Praktiken und komplizierten Inszenierungen, die ihre Gäste von ihr erwarten, erlernen. So bizarr die Szenerien sind, die sie auf Wunsch ihrer Gäste entwirft, so alltäglich schildert sie Atmosphäre hinter den Kulissen des Studios, da gibt es Zank, Eifersucht und Mobbing wie in jedem normalen Großraumbüro. Doch Susanne Klein liebt diesen Beruf und übt ihn mit Lust aus, bis sie durch eine Erkrankung gezwungen ist, ihn aufzugeben. Überdies macht sie ihre Erlebnisse auch zum Gegenstand ihrer künstlerischen Arbeit. Virtuos wechselt sie zwischen den Welten, zwischen Vernissage und Domina-Studio.



Susanne Klein

AUS LUST AM SCHMERZ

Meine Jahre als Domina

 rütten & loening



ISBN 978-3-352-00860-3

Rütten & Loening ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2013

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2013

Einbandgestaltung bürosüd, München unter Verwendung
eines Motivs von © Paul Viant/getty-images
Illustration im Innenteil, Tom Henkel

Gesetzt aus der Helvetica durch Greiner & Reichel, Köln
Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

Fünf Gäste hatte ich an jenem Tag noch behandelt. Alle waren spontan gekommen, und alle waren sie mein, denn Juliane war bereits auf dem Heimweg gewesen. Zwei von ihnen erschienen zeitlich so ungünstig, dass ich sie erst einmal wegschicken musste. Zu meinem Erstaunen standen sie aber zum jeweils vereinbarten Zeitpunkt wieder vor der Tür. Das war absolut unüblich. Die Laufkundschaft war sehr wankelmütig und nutzte, auf später vertröstet, häufig die Denkpause, sich doch noch anders zu entscheiden. Ich arbeitete mich tapfer durch all die Schmalspurprogramme hindurch. Kein einziges war übermäßig anregend.

Der erste Besucher war ein Angeber und wollte mich fast nackt in Strapsen sehen. Doch in einem Studio fällt allenfalls dem Gast die Rolle der Strapsmaus zu, nicht der Domina. Und meine Nacktheit konnte dem unbedarften Kurzbesucher eigentlich nicht zugestanden werden. Ein gewisses Maß an Leiden war nötig, um sie sich zu verdienen. Leiden aber kostete Zeit und somit Geld. Doch ich tat ihm den Gefallen, weil die Geschichte in zwanzig Minuten erledigt sein würde. Nachdem ich den Mann gefesselt hatte und entsprechend mit ihm umgegangen war, fiel er bereitwillig in die devote Haltung.

Danach kam ein absoluter Anfänger. Er hatte den formlos verweichlichten Körper eines Menschen, der sich kaum bewegt, dazu das lustfeindliche Gesicht eines vertrockneten Buchhalters. Ich erreichte kaum klare Reaktionen bei ihm. Lediglich sein Schwanz war in ständiger leichter Erregung. Also überwand ich meine übliche Vorsicht bei Anfängern und probierte allerlei ernstliche Quälereien an

den Brustwarzen, die ich ihm mit entschuldigenden, zärtlichen kleinen Berührungen vergalt. In diese Mischung aus Härte und Trost fühlte ich mich oft so weit hinein, dass ich für mein Opfer eine Art Sympathie entwickelte. Ich streichelte dem Mann Wangen und Lippen und fragte mich, ob ihn wohl schon mal jemand so liebevoll angefasst hatte. Unmittelbar nach dem Orgasmus lachte er zweimal laut auf. Also war es richtig gewesen.

Den dritten Gast hatte ich schon einmal behandelt, konnte mich aber nicht an seine Geschichte erinnern, was ich möglichst charmant, aber offen zugab. In der Behandlung war er gierig, kriechend devot, dabei nicht unangenehm. Durch seine Entschlossenheit, zu leiden, ließ er kein Erbarmen bei mir aufkommen. Er musste Naturekt trinken, auch seinen Schwanz bepinkelte ich. Der Mann sah schwer krank aus, seine Haut war grünlichgrau, und er roch nach starkem Tabakkonsum. Am liebsten hätte ich ihn in der Wanne sorgsam gewaschen, als könnte ich ihn damit heilen. Im Schmerz riss er seine ohnehin vorstehenden Augen so theatralisch auf, dass mir das Spiel besser gefiel als die mit seinen Vorgängern.

Der vierte wirkte so spießig, dass es mir unmöglich war, mich positiv auf ihn einzustellen. Offensichtlich verzieh er sich nicht, was er sich mit dem Studiobesuch antat oder gönnte, und ich musste meine Freundlichkeit ganz und gar spielen. Bei solchen Kandidaten fühlte ich mich endgültig hurig. Ich probierte einiges mit dem Mann, er hatte ebenfalls keine Erfahrung, und seine Gemütslage war schwer einzuschätzen. Endlich stellte sich heraus, dass er anale Penetrationen genießen konnte. Das hatte ich nicht ahnen können, und so verpasste er den gynäkologischen Stuhl, vielleicht wäre es damit amüsanter geworden. Beim Verabschieden verbarg er kaum noch seinen Ekel darüber, dass er etwas mit sich hatte machen lassen, was man eigentlich nicht tut.

Der letzte Besucher war ein Witz von einem Mann. Er sah aus wie ein gnomenhafter kleiner Wissenschaftler. Ihm



fehlten nur noch ein weißer Kittel und das rauchende Reagenzglas in der Hand. Es gibt also tatsächlich Menschen, dachte ich, die Karikaturen entsprechen. Gebieterisch orderte er die ständige Teilhabe von Flora während seiner Behandlung. Er kannte sie schon aus einem anderen Studio und wusste, dass sie heute da war. Ich sollte sie beide parallel versorgen. Die Geschichte war schlicht: Er wurde in schwierigen, schmerzhaften Haltungen gebunden und heftig an den Brustwarzen gequält. Flora diente als die geile, verdorbene Schlampe. Sie wurde milder bestraft als er. Er durfte an ihren großen, festen Brüsten Klammern betrachten. An ihre beringten Schamlippen hängte sie sich Gewichte. Er schmatzte, grunzte und stöhnte vor Begeisterung und Schmerz. Am Ende leckte er Floras Möse und wurde dabei von mir abgewichst. Es war das erste Mal, dass ich mit einer Zofe arbeitete. Floras Professionalität machte es mir leicht. Ich hatte kein schlechtes Gefühl dabei, weder schienen ihr Schmerzen noch die devote Haltung etwas auszumachen.



An jenem Abend hatte ich mir, statt U-Bahn zu fahren, ein Taxi gegönnt. Nie erlosch meine Lust, mein Dominagesicht und die Erinnerungen an die Abenteuer des Tages ins grelle Licht der Bahn zu tragen. Ich war eine Geheimnisträgerin, und niemand ahnte es. Genauso wenig aber ließ sich über irgendeinen der Mitfahrenden spekulieren. Meine Gäste wären hier nicht aufgefallen. Ich erinnerte mich an Reginas wilde Zuschreibungen, als sie einmal aus dem Fenster gesehen und Passanten beobachtet hatte: »Der da hat es mit dem Staubsaugerrohr gemacht und sich die Eier eingeklemmt, deswegen läuft er so komisch. Und der da drüben steht auf Frauenwäsche.« Wahrscheinlich erlebten die meisten Leute eher keine wilden Geschichten. Allerdings hatte kürzlich, zum Glück am anderen Ende des U-Bahn-Wagens, Jürgen Fistfuck gegessen. Der große breitbeinige Kerl hatte förmlich gebetet, dass ich nicht

herüberkäme und ihn anspräche. Ich hatte gern woanders hingeschaut.

Im Taxi hatte ich mich erschöpft in den Sitz fallen lassen. Der Fahrer war in meinem Alter, ein Deutscher mit zu langen Haaren für meinen Geschmack. Doch die Musik, die er hörte, klang gut. Wir plauderten über den heftigen Regen, den ich im Studio verpasst hatte, und wie spät es wieder geworden war. Er habe eigentlich schon Schluss machen wollen, erzählte er und war neugierig. »Sind Sie aus der Gastronomie, oder was haben Sie für einen Beruf?« Und da war sie wieder, die zwanghafte Lust, mit jemandem über meine Arbeit zu sprechen.

Wenn das Wort Beruf ins Spiel kam, musste ich immer einen Umweg machen. »Ich bin eigentlich bildende Künstlerin«, sagte ich »Das habe ich gelernt.« Schließlich war ich keine Hobbymalerin, das musste klar sein. »Und dann habe ich noch meine Geldarbeit«, ergänzte ich. »Mit der Kunst lässt sich ja kein Geld verdienen.« Der Taxifahrer nickte wie jeder, dem ich diese Bemerkung serviere, zustimmend. Drei feste Formulierungen verwendete ich gewöhnlich, wenn ich mit Leuten über meine Arbeit im Studio redete: Ich bin eigentlich Künstlerin. Ich arbeite einen Tag pro Woche als Domina. Und: Ich bin nicht von vornherein dominant. Damit wollte ich mich gegen die Einschätzung wappnen, ich könnte so eigensüchtig und rücksichtslos sein wie viele meiner Kolleginnen, denn ich hielt mich doch für hilfreich und gut. »Ich habe erst lernen müssen, wie man dominant ist«, ergänzte ich. Das amüsierte den Taxifahrer, und ich fuhr fort, indem ich mich als eine Forscherin beschrieb, die von einer Position der Vernunft aus und mit Studieneifer für ihren Untersuchungsgegenstand die Figur der Domina darstellt. »Nur darstellt«, betonte ich. Ich verschonte den Taxifahrer mit der Präzisierung, ich sei auf weiniges so scharf wie auf die Entdeckung eigentümlicher Sexualpraktiken. Aber ich ließ ihn hören, wie schlaue ich mich fühlte, diese Kombination von Tätigkeiten gefunden zu haben, in der die eine die andere alimentierte. Der Domina-

Job wirkte so wie eine besonders ausgefallene Garnierung meiner Persönlichkeit. Ich glänzte vor Eitelkeit. Hatte ich mich blamiert?

»Und wer kommt da alles so zu Ihnen?«, entband mich der Taxifahrer von meinen Bedenken.

»Alle kommen. Das mit den Managern, die zur Domina gehen, weil sie auch mal jemanden über sich brauchen, wie immer behauptet wird, ist kompletter Quatsch.«

